

GOETHE UM 1900

LiteraturForschung Bd. 32
Herausgegeben vom Zentrum für Literatur- und
Kulturforschung

Claude Haas/Johannes Steizinger/Daniel Weidner (Hg.)

Goethe um 1900

Mit Beiträgen von

Nicolas Berg, Ulisse Dogà, Dorothee Gelhard, Eva Geulen,
Claude Haas, Alexander Honold, Harun Maye,
Jürgen Oelkers, Alexander Schwier, Johannes Steizinger,
Daniel Weidner und Stefan Willer.

Kulturverlag Kadmos Berlin

Das dieser Publikation zugrunde liegende Forschungsvorhaben
wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter
dem Förderkennzeichen 01UG1412 gefördert

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2017,

Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kulturverlag-kadmos.de

Umschlaggestaltung: kaleidogramm, Berlin.

Umschlagmotiv: Goethefiguren, Foto: © Peter Nausester

Gestaltung und Satz: kaleidogramm, Berlin

Druck: booksfactory

Printed in EU

ISBN 978-3-86599-349-6

Pädagogische Provinz: Goethe, Fichte und die Landerziehungsheime

JÜRGEN OELKERS

Im Sommer 1985 feierte die Odenwaldschule – damals noch ein »Landerziehungsheim« – ihren 75. Geburtstag. Die Feier war ein Medienereignis und die Schule wurde auch in bildungspolitischer Hinsicht als herausragend gewürdigt. Der damalige hessische Kultusminister Karl Schneider dankte dem Schulleiter Gerold Becker für die »erfolgreiche« Arbeit, nicht ohne auf die herausfordernde Besonderheit der »pädagogischen Provinz« aufmerksam zu machen. Ihre »Zöglinge«, sagte er zu Becker, entwickeln sich dort »weitgehend ungestört von äußeren Einflüssen« und »ohne Hast« zu »autonomen Individuen«, die an »der Selbstverwirklichung ihrer Persönlichkeit arbeiten können«.¹

Die Inanspruchnahme Goethes und der pädagogischen Provinz geht auf Paul Geheeb zurück, der die Schule 1910 gegründet hatte. Geheeb war ein Kind der deutschen Lebensreformbewegung, die das Konzept der Odenwaldschule so nachhaltig bestimmte, dass noch fast hundert Jahre nach Gründung der Schule die historischen Errungenschaften in deutschen Medien angepriesen werden konnten. Auch Schulleiter Becker bezeichnete die Odenwaldschule immer wieder als »pädagogische Provinz«, die als der Ort verstanden werden müsse, an dem Kinder gemäß ihrer Natur und ungestört aufwachsen könnten. »Normale« Schulen, so sollte man verstehen, könnten dies nicht leisten.

Am 11. April 2008 strahlte das *Deutschlandradio* ein Feature der Autorin Elke Suhr vom NDR-Hörfunk aus, das den Titel trug: »Werde, der Du bist – die Odenwaldschule«. Paul Geheeb, der 1961 gestorben war, kommt in dieser Sendung mit einem historischen Tondokument zu Wort. Gepflegt wird die Idylle, die das öffentliche Bild der Schule Jahrzehnte lang geprägt hat. Geheeb sagt im Originalton:

Im Landerziehungsheim sollen die Kinder in reiner Luft, unverkümmert und unverbogen, sich zu wahren Menschentum entwickeln, bewahrt vor den Übeln der Zivilisation, von denen die Welt draußen voll ist. Unsere Kinder bilden den Mikrokosmos einer wirklich organischen, einheitlichen Lebensgemeinschaft.²

¹ Vgl. *OSO-Hefte: Berichte aus der Odenwaldschule*, N.F. 10 (1985), S. 38–41.

² <http://www.dradio.de/download/92827>.

»Pädagogische Provinz« nennt Goethe in seinem späten Roman *Wilhelm Meisters Wanderjahre* eine Erziehungsanstalt, in der zur Ehrfurcht erzogen werden soll, was mit dem Programm der Odenwaldschule nur den entlegenen Ort und die Kontrollphantasie gemein hat. Die Erziehungsanstalten, die Goethe bei der Abfassung des Romans vor Augen hatte, etwa die Salzmann'sche Erziehungsanstalt in Schnepfenthal, waren vollkommen überwachte Schulgemeinschaften mit kleinen Schülerzahlen, die allein aus diesem Grund als Orte der neuen Erziehung hingestellt werden konnten. Pädagogische Errungenschaften dieser sogenannten neuen Erziehung, wie in Schnepfenthal beispielsweise der Turnunterricht oder die praktische Arbeit, können nicht mit der Episode in den *Wanderjahren* in Verbindung gebracht werden.

Philipp Emanuel von Fellenbergs Anstalten in Hofwyl bei Bern, die Goethe kannte, weil sein Patenkind Karl Wolfgang von Heygendorff dort unterrichtet wurde,³ waren ein merkantiles Unternehmen, das Nachfrage erzeugen musste und darauf je nach Herkunft und Höhe des Schulgeldes mit speziellen Angeboten reagierte. Deutsche Adelskinder erhielten in einer Art Gymnasium wissenschaftlichen Unterricht, der sie auf ihre jeweiligen Laufbahnen vorbereiten sollte. Daneben gab es, bezogen auf besondere Nachfragen und Investitionsmöglichkeiten, eine Armenschule, eine Mädchenschule oder auch ein landwirtschaftliches Musterinstitut, ohne damit besondere pädagogische Profile zu verbinden. Aber die großartigen Ziele machten Eindruck, auch auf Goethe, und eine Schulzeit in der Schweiz galt als besonders standesgemäß.

Die Odenwaldschule verwendete die Metapher der »pädagogischen Provinz« als bildungsbürgerliche Anspielung: Nicht zufällig gab es in der Jugendstil-Siedlung der Schule auch ein »Goethe-Haus« und so die werbeträchtige Verpflichtung auf eine, wenn nicht *die* Größe des deutschen Geistes. Um andere Bezüge zu pädagogischen Provinzen in der Aufklärungsliteratur⁴ bemühte sich die Odenwaldschule gar nicht erst; »Goethe« hielt bereits als geeignetes Namedropping her und diente dem Geschäftsmodell einer Privatschule, die schnell ihren Ruf aufbauen musste. Die Zielgruppe waren schwierige Kinder mit bildungsbürgerlichem Hintergrund wie Klaus Mann oder Paul Lasker-Schüler, der Sohn der Dichterin. Die Odenwaldschule war die Adresse für vermeintliche »Notlagen« und nährte Hoffnungen auf den doch noch möglichen Schulerfolg. Das

³ Karl Wolfgang von Heygendorff (1806–1895), der uneheliche Sohn des Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach, war von 1817 bis 1820 in Hofwyl.

⁴ Für eine vergleichende Studie siehe Mechthild Greven Schalit: *Pädagogische Provinzen. Johann Michael von Loens »Der redliche Mann am Hofe« und Goethes »Wilhelm Meisters Wanderjahre«*, Göttingen 2012.

reformpädagogische Konzept wurde dann oft wörtlich genommen und sorgte bei den Eltern für Vertrauen und ein gutes Gewissen, aber das ließ sich bei neuen Kunden nur erreichen, indem auf das Bildungsbürgertum verwiesen und eben auf die »pädagogische Provinz« angespielt wurde. Mit Goethes Provinz sollte das musisch-künstlerische Konzept der Schule zu tun haben, doch die dafür geeigneten Lehrkräfte konnte die Schule nie akquirieren. Es reichte oft nicht einmal für den Instrumentalunterricht. Das Profil der 1980er Jahre unter Schulleiter Becker ging geradezu in die entgegengesetzte Richtung, nämlich die Angliederung eines berufsbildenden Abschlusses an die gymnasiale Oberstufe. Ein »chemisch-technischer Assistent« kommt in den *Wanderjahren* aber beim besten Willen nicht vor.

Die politische Adellung der »pädagogischen Provinz« zur Anstalt der Gesellschaftsveränderung und Emanzipation spielte sich vor einem ganz anderen Hintergrund ab und wurde durch zwei Protagonisten betrieben, die nur bedingt etwas mit Goethe zu tun hatten, nämlich Johann Gottlieb Fichte und Johann Heinrich Pestalozzi. Ein nicht unwesentlicher Teil dieser Geschichte spielte in Zürich, ohne mit Goethes Schweizer Reisen in Verbindung zu stehen. Pestalozzi war Bürger von Zürich und Fichte war dort Hauslehrer.

Fichtes *Reden an die deutsche Nation*, die im Winter 1807/08 in Berlin gehalten wurden, erschienen im Laufe des Jahres 1808 im Druck, nachdem die französische Besatzungsmacht die Veröffentlichung ursprünglich verbieten wollte. Die Reden sind ein Schlüsselwerk der politischen Bildung in Deutschland und waren bis 1945 für viele Autoren richtungweisend, darunter auch die beiden Oberlehrer Paul Geheeb und Hermann Lietz, die im Geiste Fichtes Landerziehungsheime gründeten, die praktischerweise auch als »pädagogische Provinz« bezeichnet werden konnten, damals noch mit deutlichem Verweis auf Goethe.

Der patriotische Grundton von Fichtes Reden muss vor dem Hintergrund der Kriege gegen das napoleonische Frankreich verstanden werden; allerdings erklärt das nicht, warum der Schweizer Pestalozzi hier eine Hauptrolle spielte. In der neunten Rede wird von einer »neuen Erziehung« gesprochen, die im Volk einen frei denkenden Geist erzeugen und zur »höheren Vaterlandsliebe« hinführen soll.⁵ Auf die Frage, wie das realisiert werden solle und wo diese radikal neue Erziehung anknüpfen könne, antwortete Fichte: »An den von Johann Heinrich Pestalozzi erfundenen

⁵ Johann Gottlieb Fichte: *Zur Politik, Moral und Philosophie der Geschichte*, in: ders.: *Werke*, hg. v. Immanuel Hermann Fichte, Bd. VII, Berlin 1971, S. 400.

und unter dessen Augen schon in glücklicher Ausbildung befindlichen Unterrichtsgang soll sie sich anschließen«. ⁶

»Unterrichtsgang« ist ein anderes Wort für Methode. Erst mit der Berufung auf die Methode erhielt die neue Erziehung zur Rettung des Vaterlandes einen praktischen Unterbau, der die Vision machbar erscheinen ließ. Die Methode des Unterrichts war ein Garant für ihre Wirksamkeit. Gemeint war die Methode für die allgemeine Menschenbildung, d.h. nicht Methoden für spezielle Künste oder ein besonderes Handwerk. Nur durch den Verweis auf die sichere Methode der Erziehung waren Fichtes Reden keine Utopie und kein philosophisches Wunschenken. In Pestalozzis Erziehungsinstitut in Yverdon-les-Bains am Neuenburger See konnte diese Methode direkt in Augenschein genommen werden. Der von ihm entwickelte »Unterrichtsgang«, der in Yverdon praktiziert wurde, sollte die Richtschnur sein, mit der die deutsche »Nationalerziehung« auf eine neue Grundlage gestellt werden konnte. Wie der Transfer vom neuen Schweizer Kanton Waadt nach Preußen geleistet werden sollte, spielte bei Fichte keine Rolle, doch verbrachten tatsächlich künftige preußische Seminarlehrer Zeit in Yverdon, die als »Eleven« Pestalozzis bekannt wurden. Mit seiner Methode stand Pestalozzi für das, was bislang immer hatte ausgeschlossen werden müssen, nämlich »eine feste und sicher berechnete Kunst der Erziehung«, ⁷ die auch ferne Ziele wie die Bildung einer neuen, rein der Sittlichkeit verpflichteten Generation erreichen würde. Dieses Ziel schwebte Fichte in seinen Reden vor, wobei das Projekt der Erneuerung der deutschen Nation an die Wirksamkeit der Methode gebunden war, an die Fichte ebenso glaubte wie Pestalozzi.

In Goethes pädagogischer Provinz wird ein Bildungsgang beschrieben, der zu drei Ehrfurchten führt und ohne allgemeine Methode der Menschenbildung auskommt. Zur höchsten Ehrfurcht vor sich selbst kann niemand methodisch geführt werden, vielmehr kann man sich nur selbst bilden und dieser Weg kann weder abgekürzt noch intensiviert werden. ⁸ Doch genau dies verspricht die Methode: den leichten und natürlichen Weg zum höchsten Ziel – Effizienzsteigerung würde man heute sagen. Goethe wählte für die Bildung von Wilhelms Sohn Felix statt der Methode eine Metapher:

⁶ Ebd., S. 401.

⁷ Ebd., S. 403.

⁸ Johann Wolfgang Goethe: *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, Erster Teil, München 1975, S. 143f.

Wir sehen unsere Schüler, sagte der Aufseher, sämtlich als Schwimmer, welche, mit Verwunderung, im Elemente, das sie zu verschlingen droht, sich leichter fühlen, von ihm gehoben und getragen sind; und so ist es mit allem, dessen sich der Mensch unterfängt.⁹

Fichte war als Hauslehrer in Zürich tätig gewesen und kannte Pestalozzi persönlich. Zuerst kam Fichte 1788 nach Zürich, er wanderte zu Fuß aus seinem Heimatdorf Rammenau an die Limmat und stand nach seiner Ankunft für anderthalb Jahre in den Diensten der Familie von Antonius Ott, dem Besitzer des »Gasthofs zum Schwert« direkt am Weinplatz. Aus dieser Zeit sind einige Briefe und Tagebuchaufzeichnungen Fichtes überliefert, die sein pädagogisches Interesse zeigen – geweckt wurde dieses nicht zuletzt in heftigen Auseinandersetzungen mit seiner Dienstherrin Anna Dorothea Ott,¹⁰ die mit seinen Erziehungsmethoden nicht einverstanden war und ihn bei seiner Tätigkeit als Lehrer ihrer Kinder streng überwachte. Mit seiner Idee einer alternativen Erziehung konnte der spätere Jakobiner in diesem Konflikt seinen Widerstandsgeist schulen. Fichte sollte den Sohn Hans Kaspar Ott und die Tochter Susanne erziehen, aber die Methoden waren seiner Dienstherrin zu liberal, die Fichte wiederum in einem Brief an seinen Bruder Gotthelf als »halsstarrig« bezeichnete. Fichte, der studierte Theologe, wollte im Religionsunterricht auf den Katechismus verzichten und wie Jesus allein durch Gleichnisse lehren, was im kirchenfrommen Zürich auf einige Skepsis stieß und nicht nur Anna Dorothea Ott Kopfschmerzen bereitete. In Zürich hatte man seit 1534 einen eigenen Katechismus, den ein Hauslehrer aus Deutschland nicht in Frage stellen oder in seiner pädagogischen Bedeutung schmälern durfte. Daher wurde der Hauslehrer entlassen und nicht der Katechismus außer Kraft gesetzt.

Fichte selbst galt als Wunderkind. Er stammte aus einer armen Handwerkerfamilie und konnte nur dank eines Stipendiums in Jena Theologie studieren. Als der Gutsherr, der ihn finanzierte, starb, musste Fichte das Studium abbrechen und stand mittellos da. Es blieb ihm somit gar nichts anderes übrig, als sich mit 26 Jahren eine Stellung als Hauslehrer zu suchen, was im Übrigen auch examinierte Theologen tun mussten, wenn sie keine Stelle als Pfarrer fanden. Fichte traf wohl Ende September 1788 in Zürich ein und blieb dort bis Ende März 1790, um danach in Leipzig und später auch in Danzig weitere Hauslehrerstellen anzutreten. In diesem Sinne war er vom Fach. Im Juni 1793 kehrte er nochmals nach Zürich zurück und wurde im Dezember des Jahres von dort an die Universität Jena auf

⁹ Johann Wolfgang Goethe: *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, Zweiter Teil, München 1974, S. 7.

¹⁰ Anna Dorothea Ott, geborene Rosenstock (1755–1836), wird in Fichtes *Tagebücher[n] zur Erziehung der Ottischen Kinder* mehrfach erwähnt.

einen Lehrstuhl für Philosophie berufen, wohlgermerkt ohne universitären Abschluss und ohne das Fach, das er lehren sollte, je studiert zu haben.¹¹ Im Winter 1793 lernte Fichte Pestalozzi kennen, den er in Richterswil am Zürichsee besuchte, wo dieser das Haus seines Veters Johann Hotz verwaltete.¹² Worauf sich nun Fichte in seinen Reden bezog, war Pestalozzis Schrift *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt*, die 1801 veröffentlicht wurde.¹³ Der Untertitel des Buches, *Ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten*, war vom Verleger kreiert worden, eine bürgerliche Familie vor Augen und somit einen Absatzmarkt. Anstelle der Hauslehrer sollten die Mütter ihre Kinder unterrichten, ohne sie in die Schule schicken zu müssen. Den dazu nötigen Leitfaden lieferte Pestalozzi, der also gar nicht an Landerziehungsheime gedacht hatte.

Heinrich Morf, Direktor des Waisenhauses in Winterthur und erster Biograph Pestalozzis,¹⁴ beurteilte die Bedeutung von *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt* mehr als ein halbes Jahrhundert später:

Sie ist wohl die wichtigste, tiefsinnigste aller seiner pädagogischen Schriften. Nicht nur für jene Zeit war sie von immenser Bedeutung, sie ist es für alle Zukunft. Sein Genius spricht darin noch rein und in seiner Weise; *er steht noch unter Niemandes Einfluss*. Sie spiegelt das Bild des Edlen am treuesten; es sind *seine* Gedanken mit *seinen* Worten. Man wird hingerissen von der Fülle seiner Intuitionen, ich möchte sagen Offenbarungen, zu deren Träger er von der Vorsehung berufen war.¹⁵

Fichte hat *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt* gründlich durchgearbeitet. Pestalozzi spricht hier tatsächlich davon, dass er einen »sicheren Faden« gefunden habe, »aus dem sich eine allgemein psychologische Unterrichts-

11 Am 18. Mai 1794 traf Fichte in Jena ein und hielt fünf Tage später seine erste Vorlesung.

12 Der Besuch Fichtes in Richterswil wird in einem Brief Pestalozzis an Philipp Emanuel von Fellenberg im Dezember 1793 erwähnt.

13 Johann Heinrich Pestalozzi: *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten*, in: *Briefen* [1801], in: ders.: *Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe*, hg. v. Artur Buchenau, Eduard Spranger u. Hans Stettbacher, Bd. 13: *Schriften aus der Zeit von 1799–1801*, hg. v. Herbert Schönebaum u. Kurt Schreiner, Berlin, Leipzig 1932, S. 181–359.

14 Heinrich Morf (1818–1899) stammte aus einer Bauernfamilie in Nürens Dorf im Kanton Zürich. Er wurde von April 1835 an unter dem damaligen Direktor Ignaz Thomas Scherr (1801–1870) im Seminar Küsnacht ausgebildet. Danach war Morf als Lehrer in Schwerzenbach tätig, wurde im Mai 1842 Vorsteher der Sekundarschule in Dürnten und wurde fünf Jahre später in gleicher Funktion nach Richterswil am Zürichsee berufen. Ende 1850 ging Morf als Lehrer für Pädagogik und Deutsch an das Lehrerseminar in Kreuzlingen. 1852 wurde er gegen den Widerstand der liberalen Lehrerschaft Seminardirektor in Münchenbuchsee in Kanton Bern, wo er 1860 jedoch abgewählt wurde. Am 1. Mai 1861 war Morf dann als Vorsteher der Waisenanstalt in Winterthur tätig.

15 Heinrich Morf: *Zur Biographie Pestalozzi's. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkserziehung. Erster Theil: Pestalozzi's Wirksamkeit bis in die Mitte des Burgdorfer Aufenthaltes*, 2., vermehrte Aufl., Winterthur 1868, S. 252.

methode herauspinnen lasse«, die auf den »unerschütterlichen« Gesetzen der Menschennatur beruhe.¹⁶ Das »Ganze alles Unterrichts« solle auf »drey Elementarmittel«¹⁷ zurückgeführt werden, nämlich i) die *Zahl* und damit verbunden die Rechenkunst, ii) die *Form* und damit verbunden die Messkunst, die Zeichenkunst und die Schreibkunst, sowie iii) der *Schall* und damit verbunden die Tonlehre, die Wortlehre und die Sprachlehre.¹⁸ Zusammengenommen ist von einem »ABC der Anschauung« die Rede.¹⁹ Die Kinder lernen die verschiedenen Künste und Lehren, indem sie von den Elementen ausgehen, also von einfachen Zahlen, elementaren Formen und dem Schall der Töne. Diese Methode solle dazu führen,

den Kindern die Fundamente eines Faches so einleuchtend zu machen, daß sie, in jeder Stufe ihres Lernens dasjenige, was sie können, sich bis zur Vollendung eigen machen müssen, so daß sie in jedem Fall, in so weit sie vorgeschritten sind, auch unbedingt als Lehrmeister ihrer jüngeren Geschwistern, angesehen werden können.²⁰

Eine Schule wäre mithin überflüssig, denn mit dem Methodenbuch könnte jeder jeden erfolgreich unterrichten.

Schulkritik findet sich auch bei Goethe: Die *Lehr- und Wanderjahre* sind dem Leben und nicht der Schule gewidmet, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch gar nicht entwickelt war und der die Staatsmacht weitgehend fehlte. Vielleicht deswegen wurden die allgemeine Bildung und alle ihre Anstalten von Goethe auch als »Narrenposen« bezeichnet.²¹ Die Idee der Laienbildung ohne Priester- oder Pädagogenstand ist im Übrigen calvinistischer Herkunft und war noch für Pestalozzi eine Option – bezogen auf die Mütter, nicht auf die Väter.

Der mit der Methode verbundene Anspruch war gewaltig: Es könne, so Pestalozzi, nicht zwei oder mehr gute Unterrichtsmethoden geben, nur eine sei gut und das sei allein die, die »vollkommen auf den ewigen Gesetzen der Natur« beruht, also *seine*; alle anderen Methoden bezeichnete er als schlecht, und davon gebe es unendlich viele.²² Er glaubte tatsächlich, die ultimative Methode gefunden zu haben und allein dieser Umstand machte Eindruck, paradoxerweise v.a. bei den Erziehungsbehörden und im Pädagogenstand. Aber Pestalozzis Methode war nicht viel mehr als eine großspurige Verheißung, die aus heutiger Sicht schon deswegen nicht

¹⁶ Pestalozzi: *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt* (Anm. 13), S. 246.

¹⁷ Ebd., S. 305.

¹⁸ Ebd., S. 259–304.

¹⁹ Ebd., S. 303.

²⁰ Ebd., S. 314.

²¹ Goethe: *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, Zweiter Teil (Anm. 9), S. 38.

²² Pestalozzi: *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt* (Anm. 13), S. 329.

überzeugen kann, weil sich praktische Künste und didaktische Lehre nicht in die Elemente der Sinneserfahrungen zerlegen lassen, sondern je eigene Anfangsgründe beinhalten. So erlernt man Singen nicht allein durch den Schall und Schreiben nicht durch die Form der einzelnen Buchstaben; die sinnliche Anschauung erfasst nicht einfach Rohdaten, die gesteuert durch Naturgesetze zu höheren Künsten entwickelt werden könnten, wozu nicht mehr notwendig sein soll, als dass sie Reihen bildeten. Wenn es elementare und entwickeltere Zustände geben sollte, dann solche der Künste und Lehren selbst.

Fichte aber nahm die Ankündigung der Methode bereits als Praxis, darauf vertrauend, dass Pestalozzi in Yverdon das »ABC der Anschauung« schon entwickelt und so die Methode auf eine sichere Grundlage gestellt habe. Pestalozzis Behauptung, mit der Methode eine »*lückenlose Stofffolge*« aller Entwicklungsmittel des Geistes und der Gefühle herstellen zu können und dies vom Anfangspunkt der Erkenntnis bis zur Vollendung,²³ wurde von Fichte nicht überprüft, sondern v.a. wegen der sittlichen Ziele übernommen. Tatsächlich hat Pestalozzis Methode nie eine wirklich operative Gestalt angenommen, sie existierte nur in unterschiedlich elaborierten Entwürfen und mehr oder weniger missglückten Versuchen. Einer der Kritiker war Goethe. Er warnte am 20. Oktober 1811 in einem Brief an den Weimarer Gymnasiallehrer und Schulreformer Franz Passow vor der »babylonischen Verwirrung, welche durch den Pestalozzi'schen Erziehungsgang Deutschland ergriffen« habe.²⁴ Und tatsächlich, wer nach Yverdon reiste, konnte keinesfalls ›die‹ Methode in Augenschein nehmen, sondern sah sich mit einem deutlichen Missmanagement angesichts chaotischer Verhältnisse konfrontiert. Die Berichte nicht weniger Besucher zeugen von der Diskrepanz zwischen den pädagogischen Absichten und den erfahrbaren Realitäten der »Methode«, was den Aufstieg Pestalozzis zum Vorzeigepädagogen allerdings nicht behinderte. Dies sollte sich dann mit den Landerziehungsheimen wiederholen. Die Berufung auf Goethe, Fichte und Pestalozzi schützte diese Anstalten vor kritischen Nachfragen und anders als in Yverdon spielten diesmal sogar die Besucher mit. Sie waren Jahrzehnte lang dazu bereit, die neuen Kleider des Kaisers zu sehen.

Am 23. Februar 1951 schrieb Paul Geheeb, der Gründer der Odenwaldschule, einen Brief an seinen Freund Adolphe Ferrière in Genf. Ferrière war einer der großen Apologeten der deutschen Landerziehungsheime und ihr erster Propagandist in der französischen Welt. Um die Ideologie der

²³ Ebd., S. 348f.

²⁴ Johann Wolfgang Goethe: *Goethes Briefe*, Bd. III, hg. v. Bodo Morawe, Hamburg 1965, S. 169.

Landerziehungsheime sollte es auch in diesem Brief gehen. Auf Ferrières Bitte hin beantwortete Geheeb eine »Frage betreffs Fichte«. Er bezeichnete sich als »wirklichen Kenner« des Fichte'schen Werkes, was allerdings weitgehend reduziert auf die *Reden an die deutsche Nation* verstanden werden muss. Mit Fichtes Ich-Philosophie oder seiner Wissenschaftslehre war Geheeb nicht vertraut, wohl aber hatte er begriffen, wie die pädagogische Radikalität der Reden zu nutzen war, nämlich zur Legitimation seiner eigenen Schulgründungen. Geheeb schrieb aus dem Kanton Bern nach Genf, er war Leiter der *École d'humanité* im Berner Oberland, die sich nach dem Krieg auf die Beschulung von Flüchtlingskindern spezialisiert hatte.

Fichtes *Reden* gipfelten darin, von einer neuen Erziehung nichts weniger zu erwarten als die Geburt einer neuen deutschen Nation innerhalb einer einzigen Generation. Voraussetzung hierfür sei eine abgeschiedene pädagogische Provinz, die von wohlmeinenden Erziehern kontrolliert werden müsse. Geheeb berief sich in dieser Hinsicht direkt auf Fichte, und dies nicht nur in seinem Brief an Ferrière. Fichte, so Geheeb, habe in seinen Reden »zum ersten Male die Forderung« erhoben, »Landerziehungsheime zu gründen«. Fichte zeichnete »ihr Urbild«, das Hermann Lietz, sich an »Fichtes Wortlaut haltend«, dann zu verwirklichen suchte.²⁵ Diese Gründungslegende hat die Geschichte der deutschen Landerziehungsheime geprägt, auch wenn Fichte keine Eliteschulen für die deutsche Oberschicht vor Augen hatte und die gesamte Reform nur auf *eine* Generation beziehen wollte, in der die Erneuerung der Nation vollzogen sein musste. Aber Erziehung wurde von Fichte als pädagogische Mission verstanden, die der Erneuerung der Gesellschaft dienen sollte, realisiert an abgelegenen Orten, in denen »die Kinder in gänzlicher Absonderung von den Erwachsenen mit ihren Lehrern und Vorstehern zusammenleben sollen.«²⁶

Das Argument geht im Kern auf Rousseau zurück: Die Gesellschaft ist demnach zu verdorben, als dass man ihr die Erziehung der Kinder überlassen dürfe. Und nur die neue Erziehung führe zu einer besseren Gesellschaft. ›Neu‹ bedeutet hier radikal neu, also durch einen wirklichen Bruch mit der Vergangenheit gekennzeichnet; und einzig die Landerziehungsheime, schrieb Paul Geheeb 1911, stellten eine solche Option für die Zukunft von Kultur und Gesellschaft dar. Sein Artikel ist mehrfach nachgedruckt worden und bildet so etwas wie ein Programm. Die Oden-

25 Paul Geheeb: *Briefe. Mensch und Idee in Selbstzeugnissen*, Stuttgart 1970, S. 54. – Hermann Lietz (1868–1919) gilt als Gründer der deutschen Landerziehungsheime nach englischem Vorbild.

26 Fichte: *Zur Politik, Moral und Philosophie der Geschichte* (Anm. 5), S. 422.

waldschule hat ihr Selbstbild rund einhundert Jahre lang danach ausgerichtet. Genauer heißt es:

Dem Landerziehungsheime, als der zur pädagogischen Lebensgemeinschaft erweiterten Familie, wird die Zukunft gehören. Seinem Familiencharakter entsprechend, umfasst es grundsätzlich die Jugend von ihrem zartesten Alter bis zum Eintritt ins praktische Leben oder zum Übergange auf die Hochschule.

Gerade das Zusammenleben der verschiedenen Lebensalter bringt einen unendlichen inneren Reichtum, eine Fülle von Lebensformen, eine wunderbare Mannigfaltigkeit sozialer Beziehungen und Pflichten hervor; und organisatorischer Kunst und pädagogischer Weisheit wird es immer gelingen, der kleinen Schwierigkeiten mehr technischer Art Herr zu werden, die bisweilen Veranlassung zur Gründung verschiedener Heime für die einzelnen Altersstufen gegeben haben.²⁷

Mit dem letzten Hinweis war Geheeb's Konkurrent Hermann Lietz gemeint, dessen Landerziehungsheime nach drei Altersstufen unterschieden waren, die an getrennten Orten erzogen wurden. Geheeb hingegen wollte eine einzige »pädagogische Lebensgemeinschaft« für alle Kinder bis zum Jugendalter, die mit den Erwachsenen zusammenleben. So suchte er die Trennung von Schule und Leben aufzuheben – ein Traum der Pädagogik seit Pestalozzi. An die Schule als Lebensgemeinschaft wurden höchste Erwartungen geknüpft; ein abgeschiedener Ort im Odenwald war die Voraussetzung. Diese Idee ist nie hinterfragt worden und galt noch bis vor kurzem als großer pädagogischer Fortschritt, der die staatlichen Schulen stets schlecht aussehen ließ. Interessanterweise war von einer wohlthuenden »pädagogischen Provinz« ständig die Rede, ohne dass je auf das Original bei Goethe verwiesen worden wäre. Die Metapher hatte sich verselbständigt, auch in dem Sinne, dass es gelang, Assoziationen an eine bloß provinzielle Erziehung zu vermeiden. Die Odenwaldschule galt als pädagogische Avantgarde, weil sie mehr und besseres bieten konnte als die konventionellen Schulen und die engen Familien, aus denen die Kinder kamen.

Auf Goethe hätte man sich kaum berufen können. In den *Wanderjahren* heißt es: »Im Durchschnitt sind [...] die Menschen am glücklichsten, die ein angebornes, ein Familientalent im häuslichen Kreise auszubilden Gelegenheit erhalten.«²⁸ Gemeint ist wirklich das eigene Haus und nicht eine künstliche Ersatzfamilie, wie sie die Landerziehungsheime anboten. Ihre Klientel bezogen sie gerade nicht aus intakten häuslichen Kreisen. Die Realität hinter der Gründungslegende der Landerziehungsheime sah weitaus profaner aus. Privatschulen für den Adel und das wohlhabende Bürgertum wurden im ausgehenden 18. Jahrhundert als Konkurrenz zu

²⁷ Paul Geheeb: »Die Zukunft des Landerziehungsheims«, in: *Das Alumnat* 1.3 (1912), S. 103–109, hier S. 106.

²⁸ Goethe: *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, Zweiter Teil (Anm. 9), S. 27.

den Hauslehrern gegründet, weil es kostengünstiger war und pädagogisch ertragreicher schien, Schülerkohorten in Internaten zu unterrichten als Hofmeister für einzelne Kinder anzustellen. Beispiele für solche Internate sind etwa das Seminarium von Marschlins und später Reichenau in Graubünden (1761–1777; 1793–1798), das Philanthropinum in Dessau (1774–1783), das Erziehungsinstitut von Christian Gotthilf Salzmann in Schnepfental (1784–1935) oder das von Philipp Emanuel Fellenberg gegründete »Institut für Söhne höherer Stände« in Hofwyl bei Bern (1808–1848).

Privatschulen waren Mitte des 19. Jahrhundert keine Ausnahmerecheinung mehr. So gab es 1859 allein in den preußischen Provinzen Posen, Pommern und Schlesien fast 700 privat geführte Schulen, die weitaus meisten befanden sich zu diesem Zeitpunkt noch in kirchlicher Trägerschaft.²⁹ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden zahlreiche Schulen in privater Trägerschaft, die auf die Begrenzungen des staatlichen Angebots reagierten, etwa im Bereich der höheren Mädchenbildung oder der kaufmännischen Ausbildung in Handelsschulen. Daneben gab es jedoch immer auch Privatschulen mit eigenem pädagogischen Profil wie die heute noch bestehende Musterschule in Frankfurt (gegründet 1803), die Israelitische Freischule in Hamburg (1815–1933) oder das Beust'sche Institut in Zürich (1854–1912). Die Geschichtsschreibung zur deutschen Reformpädagogik hat sich stark auf Privatschulen bezogen, allerdings nicht auf die drei zuletzt genannten, die nicht zur Epoche gezählt wurden, wengleich sie viele Merkmale teilten, aber eben nicht die Gründungslegenden. Außerdem waren sie wohl Reformschulen, doch keine Internate an einem abgelegenen Ort. Sie verfügten über eine deutlich bessere Unterrichtsorganisation als die Landerziehungsheime, aber ihnen fehlte der rousseauistische Mythos der Erneuerung des Menschen fernab der Gesellschaft.

Die deutschen Landerziehungsheime wurden lange als »Modellschulen« angesehen, obwohl von ihnen keine Breitenwirkung ausgehen konnte und die pädagogischen Errungenschaften, die ausschließlich auf diese Schulen zurückgehen, durchaus bescheiden sind. Es gibt in der Schulentwicklung schlichtweg keinen exklusiven Ort der »Erfindungen«, also nicht wirklich eine pädagogische Provinz, von der alle anderen lernen könnten, wie der »wahre Weg« der Erziehung beschaffen ist. Gleichwohl war von Modellschulen oder »musterhaften Instituten«³⁰ im Blick auf die Landerziehungsheime von Anfang an die Rede, und dies nicht etwa nur begrenzt

²⁹ Vgl. *Centralblatt für die gesammte Unterrichts-Verwaltung in Preussen*, im Auftrage des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten und unter Benutzung der amtlichen Quellen hg. v. F. Stiehl, Berlin 1865, S. 121–125.

³⁰ Auguste Forel: »Die Faktoren des Ich«, in: *Die Zukunft* 9.41 (1901), S. 64.

auf die damalige Pädagogik. Viele Ärzte sahen in diesen Gründungen einen Ausweg aus den modernen Bedrohungen der Gesundheit. Und die Gesundheitserziehung kam auch beim Militär gut an: Hermann Lietz veranstaltete sogar regelmäßig paramilitärische Übungen, was ihn nicht davon abhielt, sich auf Goethe und die »pädagogische Provinz« zu berufen.³¹

Der Waadtländer Psychiater Auguste Forel, der seit 1879 als Professor für Psychiatrie an der Universität Zürich tätig war, stilisierte die Landerziehungsheime zum entscheidenden Mittel zur Beförderung der Nervenhygiene,³² ohne daran zu denken, wie klein diese Schulen waren und mit welchen Schülern sie es tatsächlich zu tun hatten. Die Idee war ganz einfach, dass es auf dem Lande gesünder zugehe als in der Stadt und deswegen die neue Erziehung dort stattfinden müsse. Rousseau und Fichte waren also sehr präsent. Auch waren viele Landerziehungsheime medizinisch beeinflusst und gehörten der Lebensreformbewegung an, die Gesundheit, Abstinenz und Naturheilkunde auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Ein Beispiel hierfür ist Joseph Longo, der 1898 in Mödling bei Wien das erste österreichische Landerziehungsheim gründete, das lebensreformerisch ausgerichtet war. Ein anderes Landerziehungsheim »für nervöse Kinder« – Knaben – wurde 1910 in Grinzing im Norden von Wien gegründet.³³ Der Träger war zunächst ein eigener Schulverein, 1912 übernahm dann der Verein »Österreichisches Landerziehungs-Heim« die Trägerschaft. Gelegentlich waren die Landerziehungsheime auch nur Heime ohne eigenen Schulbetrieb. Diese sehr verschiedenen Heime oder Internatsschulen hatten einen gemeinsamen Zweck: Sie sollten die Kinder vor den Gefahren der Großstadt schützen. Dazu zählten Alkoholismus, soziale Verwahrlosung und sexueller Missbrauch; alles Themen, die in Goethes pädagogischer Provinz nicht vorkommen.

Nicht alle Institutionen, die sich als Landerziehungsheime bezeichneten, wurden als solche wahrgenommen. Ihre genaue Zahl ist unbekannt, aber man kann von etwa fünfzig Reformanstalten mit pädagogischem Profil im deutschen Sprachraum vor dem Ersten Weltkrieg ausgehen.³⁴ Zum Vergleich: Allein in Preußen gab es zu Beginn des 20. Jahrhunderts

31 Jürgen Oelkers: *Eros und Herrschaft. Die dunklen Seiten der Reformpädagogik*, Weinheim, Basel 2011.

32 Auguste Forel: *Hygiene der Nerven und des Geistes im gesunden und kranken Zustande*, 2. Aufl., Stuttgart 1905.

33 Mitbegründerin war Julie Wassermann-Speyer (1876–1963), die erste Frau des Schriftstellers Jakob Wassermann (1873–1934). Das Ehepaar wohnte in Grinzing.

34 Friedrich Grunder, Leiter des Landerziehungsheims Schlosshof Hallwill im Aargau, zählt 32 Schulen in Deutschland, der Schweiz und Österreich. Vgl. Friedrich Grunder: *Landerziehungsheime und freie Schulgemeinden aus vieljähriger Praxis in Deutschland, England, Frankreich und der Schweiz. Kritische Beschreibung*, mit 28 Abb. Bad Heilbrunn 1916, S. 203f. Konsultiert man einschlägige Publikationen zum Privatschulangebot vor dem Ersten

mehr als 36.000 öffentliche Volksschulen. Wir sprechen also über eine winzige Minderheit, die große Aufmerksamkeit erhielt. Von dieser Minderheit wurden wiederum nur ganz bestimmte Schulen einer größeren Öffentlichkeit auch wirklich bekannt; nicht zufällig waren dies solche, die eine Gründungslegende und ein pathetisches Programm aufwiesen. Dazu gehörten die Deutschen Land-Erziehungs-Heime von Hermann Lietz, die Freie Schulgemeinde Wickersdorf, die Odenwaldschule oder auch das Landschulheim am Solling. Die weitaus meisten dieser Gründungen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts blieben jedoch unbekannt oder waren nur von lokaler Bedeutung. Sie sind heute fast sämtlich vergessen; es waren Episoden der Bildungsgeschichte und keine Modellschulen, die noch immer vorbildlich wären. Dazu zählen etwa das Landerziehungsheim Schloss Marquartstein in Oberbayern (gegründet 1928),³⁵ das vegetarische Landerziehungsheim Schloss Michelbach an der Bilz (gegründet 1925)³⁶ oder das Landerziehungsheim Elisabethenhöhe in Wutha bei Eisenach (gegründet nach 1917); ebenso das Landerziehungsheim Albisbrunn in Hausen am Albis im Kanton Zürich (gegründet 1925),³⁷ das koedukative Landerziehungsheim Laubegast bei Dresden (gegründet 1903), das katholische Landerziehungsheim St. Josef in Landau-Queichheim (gegründet 1910) und die »Freiluft, Garten- und Waldschule« auf der Stuttgarter Gänsheide (gegründet 1908).

Weitere Namen ließen sich nennen, darunter auch Schulen aus der Schweiz wie das Landerziehungsheim Schloss Glarisegg am Bodensee, dessen Geschichte vergleichsweise gut dokumentiert ist, ohne dass der Schulalltag, als er noch bestand, je kritisch untersucht worden wäre. Die Institution wurde 1902 gegründet und 1988 geschlossen. 86 Jahre Schulzeit sind im Thurgauischen Staatsarchiv in Frauenfeld gut dokumentiert und werden nun erschlossen; die ersten Auswertungen zeigen sowohl Fälle sexuellen Missbrauchs auf als auch Entlassungen wegen Alkoholkonsums.

Weltkrieg, dann liegt die Zahl höher. Vgl. D. Diehne (Hg.): *Führer durch die Lehr- und Erziehungsinstitute Deutschlands*, Berlin 1914.

³⁵ Der Gründer, Hermann Harless (1887–1961), war ein Schüler von Hermann Lietz und arbeitete bis 1920 an der Odenwaldschule. Die Schule im Schloss Marquartstein bestand bis 1958, von 1940 an konnte sie Abiturprüfungen abnehmen. 1943 wurde sie verstaatlicht. Die koedukative Schule ist am 13. Oktober 1928 mit sechzehn Schülerinnen und Schülern eröffnet worden.

³⁶ Die Schule wurde von Ludwig Wunder (1878–1949) gegründet und bestand bis 1945. Wunder hatte bei Lietz gearbeitet und schon zuvor einige Schulen gegründet.

³⁷ Das Heim war keine Schule, sondern eine Anstalt für Kinder und Jugendliche, die als »gestört« oder »entwicklungsgehemmt« galten. Ende 1925 waren dort 45 Jungen untergebracht. Der Leiter war von 1925 bis 1929 der Zürcher Heilpädagoge Heinrich Hanselmann (1885–1960). Finanziert wurde die Anstalt von dem Winterthurer Mäzen Oskar Reinhart (1885–1965).

Zudem belegen sie starken Druck seitens der Elternschaft aufgrund von Unzufriedenheit mit dem Unterricht und mangelhaften Leistungen.³⁸

Die Odenwaldschule berief sich in ihrer Selbstsicht auf ›Heroen‹ des Geistes, zu denen neben Goethe und Platon auch Fichte, Schiller, Wilhelm von Humboldt, Pestalozzi und der griechische Dichter Pindar zählten.³⁹ Dahinter verbirgt sich keine Bildungstheorie, wie man vermuten könnte, sondern die Abgrenzung von der Staatsschule. Sie war der kinderfeindliche, bürokratisierte Hauptfeind, von dem man sich wirkungsvoll unterscheiden musste, und was wäre bei einer Schulgründung im Kaiserreich wirkungsvoller gewesen als die deutsche Bildungstradition? Nur die Odenwaldschule handelte im Geiste der großen Geister, sollte man glauben, aber das galt nur in dem Sinne, dass es für jeden der Heroen im Schuljahr Gedenktage gab und der Schulleiter im Speisesaal Ansprachen hielt, die erzieherisch wirken sollten und die Schüler langweilten. Karl Heinz Bohrer beschreibt in *Granatsplitter*, mit welcher Peinlichkeit das platonische Bildungspathos verbunden war, das Georg Picht seinen Schülern als Direktor des Landerziehungsheims Schule Birklehof im Schwarzwald zumutete.⁴⁰ Weder die Organisation noch der Unterricht an diesen Schulen ließen sich damit in Verbindung bringen, während das Publikum Pathosformeln zu hören bekam.

Die Schülerinnen und Schüler der Odenwaldschule wohnten mit einem Lehrer oder einer Lehrerin als ›Oberhaupt‹ in pädagogischen ›Familien‹, für die eigene Häuser zur Verfügung standen; diese Häuser wurden nach den Heroen der Bildung benannt, bei denen auch Goethe nicht fehlen durfte. Für die bildungsbürgerlichen Kunden der Schule war damit ein starker Symbolwert verbunden, der die Mission der Schule nochmals überhöhte, weil man die größten Namen der abendländischen Bildung auf seiner Seite wusste. Doch wenn die Odenwaldschule in einem Prospekt aus dem Jahr 1930 damit warb, sie bilde die Persönlichkeit des Kindes und dabei Pindars Wort zitierte: »werde, der du bist«,⁴¹ dann war damit für die Praxis nichts gewonnen – außer einem in der Tat mächtigen rhetorischen Schein, der zur Kostendeckung der Schule beitragen sollte. Denn die Schule war ständig in finanziellen Schwierigkeiten und musste genügend Nachfrage

38 Daniel Labhart: »Das Schweizerische Landerziehungsheim Glarisegg. Ein Bezug zum Thurgau«, in: Damian Miller/Jürgen Oelkers (Hg.): *Reformpädagogik nach der Odenwaldschule – wie weiter?*, Weinheim, Basel 2014, S. 106–121, sowie Daniel Labhart: *Das Landerziehungsheim Glarisegg. Eine Untersuchung der internen und externen Kommunikation*, Lizentiatarbeit Univ. Zürich, Inst. für Erziehungswissenschaft, Ms. Zürich 2014.

39 Geheeb: *Briefe* (Anm. 25), S. 54.

40 Karl Heinz Bohrer: *Granatsplitter. Erzählung einer Jugend*, München 2012.

41 Pindar: »Zweite Pythische Ode«, in: ders.: *Oden. Griechisch/Deutsch*, hg. v. Eugen Dönt. Stuttgart 1986, V. 72. Die Übersetzung geht auf Hölderlin zurück.

erzeugen, um über die Runden zu kommen. Daher musste alles versucht werden, um Abmeldungen zu vermeiden, wie etwa der Briefwechsel des ersten Schulleiters zeigt. Am 4. September 1930 schrieb Paul Geheeb einer Schülerin, die nach einem Jahr an eine staatliche Schule wechseln wollte, dass dies die »kapitalste Dummheit« wäre. Sie, die Schülerin, sei von ihrem Charakter her »ganz und gar egozentrisch und sozusagen von Natur aus asozial«; nur in der Odenwaldschule könne sie das »ABC ihrer Menschwerdung« lernen. Auch sei es für sie günstig, »dass vom nächsten Jahr ab das Abiturium in unserer Schule« stattfinde.⁴²

Nicht immer jedoch ging es in Geheeb's Briefen nur darum, den Bestand seiner zahlenden Schülerschaft zu erhalten. Der Mutter eines dreizehnjährigen Schülers, den er als »ungewöhnlich träge und phlegmatisch« einschätzte, empfahl Geheeb »etwas mehr von der alten Dressurmethode«.⁴³ Ein anderer Schüler wurde fristlos entlassen, weil er seinen Eltern von Scharlacherkrankungen berichtet hatte und vorzeitig in die Ferien abreisen wollte.⁴⁴ In den Augen Geheeb's hatte er damit die Schule in ein schlechtes Licht gerückt und war für die Gemeinschaft nicht mehr tragbar. In einem weiteren Brief wird einer Mutter geschildert, dass ihre dreizehnjährige Tochter auf einer Bahnfahrt mit Geheeb fremden Jünglingen Blicke zugeworfen und sich ihnen gegenüber »in ekelhaftem Grade herausfordernd« benommen habe.⁴⁵ Dem Vater einer fünfzehnjährigen Schülerin schreibt Geheeb, dass der »intensive Verkehr mit der sozialistischen Jugend« die Entwicklung seiner Tochter gefährde.⁴⁶ Eine verwitwete Mutter muss lesen, es sei eine »nicht zu erschütternde Tatsache«, dass »ein einzelnes Kind in den Händen seiner verwitweten Mutter nicht gedeihen kann«. Wer so vorgehe, könne »ein Verbrechen begehen«.⁴⁷ Und wiederum andere Eltern werden vor die Wahl gestellt, ob sich ihre Tochter »zu einer mehr oder weniger unglücklichen, ausschließlich auf Genuss eingestellten Welt-dame oder zu einem mehr oder weniger glücklichen, arbeitsamen Menschen entwickeln soll«.⁴⁸

Eine siebzehnjährige Schülerin erhält mit Datum vom 6. April 1932 einen Brief, in dem Geheeb auf die »Beziehung« zwischen ihm und ihr eingeht. Ihren zuvor an ihn gerichteten Brief verstand er so, dass sie den Eindruck gewonnen habe, »etwas Fremdes« sei in die Beziehung getreten. Tatsächlich, so Geheeb, sei ihm in der letzten Woche klar geworden,

42 Geheeb: *Briefe* (Anm. 25), S. 68f.

43 Ebd., S. 92.

44 Ebd., S. 93.

45 Ebd., S. 94f.

46 Ebd., S. 97.

47 Ebd., S. 105f.

48 Ebd., S. 111.

»wie armselig doch Deine Beziehung zu mir ist«. Der Grund, schreibt der Schulleiter an die von ihm abhängige junge Frau, ist »Deine Unaufrichtigkeit«. Dann heißt es:

Damit Du mich nicht missverstehst: von Aufrichtigkeit in der Beziehung zweier Menschen zueinander kann nur dann die Rede sein, wenn der eine dem andern gegenüber immer ganz und unbedingt wahr ist, nicht nur dann, wenn es ihm gerade in den Kram passt, und nicht jedesmal unwahr, wenn er sich sonst irgendwie blamieren oder in eine, wie ihm scheint, unangenehme Situation kommen würde.⁴⁹

Über den tatsächlichen Charakter dieser »Beziehung« ist nichts näher bekannt.⁵⁰ Gerüchte über die Odenwaldschule gab es seit dem Ersten Weltkrieg, doch die historische Aufarbeitung dieser Seite der Geschichte beginnt gerade erst. Die Selbstsicht war vom »pädagogische Eros« geprägt und hatte manifeste Folgen. Geheeb's zahllose Briefe an ehemalige Schülerinnen waren oft erotisch aufgeladene Liebesbezeugungen einschließlich einem »äusserst intensiven Erkunden nach pikanten Details«. ⁵¹ Umgekehrt sahen viele Ehemalige in ihm nie einen »Freund«, sondern zeitlebens immer ein Idol, einen Mann, der sich selbst »bewusst oder unbewusst als aktiver Verführer« inszenierte.⁵² Geheeb verstand es auch, Ehemalige brieflich unter Druck zu setzen und die längst beendete Beziehung einzuklagen, also die Altschüler weiter von sich abhängig zu halten, was jeder Emanzipationspädagogik widerspricht, für die Geheeb doch stehen sollte.

Begründungen, warum der »Eros« das Leben in den Landerziehungsheimen prägen sollte, wurden in den 1920er Jahren an verschiedenen Stellen vorgebracht.⁵³ Meistens geschah das unter Rückgriff auf das griechische Konzept der platonischen »Knabenliebe«, die theoretisch von manifesten sexuellen Handlungen abgegrenzt wurde.⁵⁴ Nur so konnte von einem »pädagogischen Eros« die Rede sein, der sich nicht schon als

⁴⁹ Ebd., S. 104.

⁵⁰ Keine einzige der wissenschaftlichen Qualifikationsarbeiten über die Odenwaldschule geht auf »Beziehungen« zwischen den Lehrern und den Schülern näher ein. Es gibt keine Interviewstudien mit Ehemaligen und auch keine diesbezügliche Auswertung der diversen Nachlässe.

⁵¹ K. Siegenthaler/C. Vellacott: *Paul Geheeb – Held seiner ehemaligen Schüler und Schülerinnen? Inszenierung und Beschreibung anhand ausgewählter Briefkontakte mit seinen ehemaligen Schülern und Schülerinnen der Odenwaldschule*, Masterarbeit Univ. Zürich, Inst. für Erziehungswissenschaft, Ms. Zürich 2012, S. 105.

⁵² Ebd., S. 104, S. 107.

⁵³ Etwa Dr. K.M. [sic]: »Der Eros und die Landerziehungsheime«, in: *Der Eigene. Ein Blatt für männliche Kultur* 10.7/8 (1924), S. 318–323. Die Zeitschrift *Der Eigene* wurde von Adolf Brand (1874–1945) herausgegeben und erschien zwischen 1896 und 1932; es war die erste homosexuelle Zeitschrift überhaupt, in der etwa Thomas Mann publizierte, sein Sohn Klaus Mann, Erich Mühsam oder Theodor Lessing.

⁵⁴ Ebd., S. 318.

Begriff verdächtig machte und als »notwendige Forderung einer wirklich modernen Erziehungsanstalt« proklamiert wurde, deren Ort einzig die Landerziehungsheime sein könnten.⁵⁵ Eine ›Gefahr‹ bestand nur darin, »dass es nicht genug ›erotisch‹ veranlagte Erzieher« gab.⁵⁶

In einem Buch über *Freundschaft und Sexualität*, das 1927 in sechster Auflage erschien, findet sich der Satz: »Die Pädagogik ist das eigentümlichste Feld des Päderasten«,⁵⁷ denn hier sei Knabenliebe in der reinsten Form notwendig. Verfasser des Buches war der Berliner Nervenarzt und Gerichtsgutachter Siegfried Placzek. Er gab an, von einem »Lehrer draußen an der Front« eine Abhandlung über »die seelischen Wechselbeziehungen von Lehrer und Schüler«⁵⁸ erhalten zu haben, die er zum Abdruck bringe. Zu prüfen ist das nicht. Die Abhandlung ist überschrieben mit *Die Knabenliebe als Kulturfaktor*.⁵⁹ Hier heißt es: »Das Verhältnis zu einem edlen Homosexuellen« – über den auch gesagt wird, nur er könne letzten Endes ein »ganz großer Lehrer« sein – erspare »dem Knaben und Jüngling sehr viel Zeit. Was andere erst mühsam nach vielen Irrwegen haben erwerben müssen, das wird hier dem Knaben in wesentlich erleichterter Form geschenkt.«⁶⁰ Placzek distanzierte sich von dieser These, kritisierte auch die Apologeten des pädagogischen Eros mit Nachdruck und hielt es für ausgeschlossen, dass zwischen »erotisch« und »sexuell« eine scharfe »Trennungslinie« gezogen werden könne, wie in der einschlägigen Literatur regelmäßig behauptet wurde.⁶¹

Tatsächlich kamen Missbrauchsfälle in der verzweigten Szene der Landerziehungsheime immer wieder vor. Manche von ihnen wurden gerichtsnotorisch, und einige davon spielten sich in der Freien Schulgemeinde Wickersdorf ab, die von dem Philosophen und Schriftsteller Gustav Wyneken konzipiert und zeitweise auch geleitet wurde. Wickersdorf ist ein winziger Ort auf der Saalfelder Höhe im Thüringer Wald und wiederum extrem abgelegen. Hier entwickelte sich der wohl dramatischste Teil der Geschichte deutscher Reformpädagogik.

Der Ausdruck ›Freie Schulgemeinde‹ sollte andeuten, dass es sich nicht um eine Schule, auch nicht um ein Landerziehungsheim, sondern um eine geistige Gemeinschaft handelte, in der frei gelebt und gelernt

⁵⁵ Ebd., S. 319.

⁵⁶ Ebd., S. 320.

⁵⁷ Siegfried Placzek: *Freundschaft und Sexualität*, 6., wenig veränd. Aufl., Berlin, Köln 1927, S. 66. Die Sperrung im Text entfällt im Zitat.

⁵⁸ Ebd., S. 60.

⁵⁹ Ebd., S. 61–72.

⁶⁰ Ebd., S. 66.

⁶¹ Ebd., S. 72.

werden konnte.⁶² Die Realität jedoch war auch hier sehr viel profaner. Die Schülerschaft war von permanenter Fluktuation betroffen, weil der von den Eltern einzig akzeptierte Zweck des Schulbesuchs, das Bestehen einer schulischen Prüfung und speziell des Abiturs, oftmals gefährdet schien oder auch gar nicht erreicht wurde. Auch die Lehrerschaft und die Schulleitungen wechselten häufig. Zwischen 1906 und 1922 beschäftigte die Schule bei etwa zehn Stellen 124 verschiedene Lehrkräfte, die oft kein ganzes Jahr blieben und meistens auch über keine pädagogische Ausbildung verfügten. Dennoch galt die Freie Schulgemeinde in den 1920er Jahren als revolutionäres Experiment, dessen praktische Umsetzung indessen nicht weiter interessierte.

Die Freie Schulgemeinde Wickersdorf war im Herbst 1906 auf einem leer stehenden Gutshof gegründet worden. Es handelte sich um eine Abspaltung der Lietz'schen Landerziehungsheime, die zu diesem Zeitpunkt in Ilsenburg am Harz sowie in Haubinda in Thüringen bestanden. Eine Gruppe von Lehrern hatte sich im Streit von Lietz losgesagt, sie bestand aus Gustav Wyneken, Paul Geheeb, Martin Luserke und August Halm. (Goethe war nur insofern präsent, als Wyneken seinen Sohn Wolfgang genannt hatte.) Die Freie Schulgemeinde in Wickersdorf ging also von Haubinda und der dort 1901 gegründeten Schule aus. Die Trennung erfolgte, als die Schule im Frühjahr 1906 in wirtschaftliche Schwierigkeiten geriet, für die Lietz, der Besitzer, den Leiter Geheeb verantwortlich machte. Am 21. Juni 1906 kündigte Geheeb seine Stellung. Wyneken und er leiteten Wickersdorf zunächst gemeinsam, wobei es immer wieder zu Spannungen kam. Im April 1909 verließ Geheeb Wickersdorf mit zerrütteten Nerven, kurte sich aus und gründete ein Jahr später die Odenwaldschule – mit den Geldern seiner Frau. Sein Schwiegervater beglich regelmäßig die Defizite im notorisch überzogenen Budget der Schule.

Gustav Wyneken wurde 1910 vom Staatsministerium des Herzogtums Sachsen-Meiningen zum ersten Mal entlassen. Der Grund waren die mangelnden Leistungen seiner Schüler und sein schlechter Unterricht.⁶³ Nach dem Krieg arbeitete er kurzfristig für die Schulbehörden in Berlin und Bayern, kam aber über Programmentwürfe der ›neuen Erziehung‹ nicht hinaus. Er war als Berater des preußischen Kultusministers Konrad Haenisch für den sogenannten ›Schulgemeindeerlass‹ verantwortlich, der

⁶² Vgl. *Die Freie Schulgemeinde Wickersdorf. Eine Propagandaschrift, welche aus der Praxis einer Reformschule heraus deren Grundsätze und Erfahrungen darstellt. Mit Abbildungen*, Wickersdorf 1912.

⁶³ Peter Dudek: »...dass Unterricht und Erziehung von dem Geist einer ungesunden Kritik beherrscht werden«. Gustav Wynekens Konflikt mit der Staatsregierung Sachsen-Meiningsens«, in: *Jahrbuch für Historische Bildungsforschung* 7 (2001), S. 287–303.

vorsah, die Reform der höheren Schulen nach dem verlorenen Krieg an dem Konzept der Freien Schulgemeinde auszurichten, also an Wynekens Idee. Dazu kam es allerdings nicht; der Erlass löste in seiner ursprünglichen Form scharfe Proteste bei Eltern und Lehrkräften aus, die eine freie Schulgemeinde à la Wyneken anstelle des Gymnasiums und der Volksschule rundweg ablehnten.

1919 wurde Wyneken erneut Leiter der Freien Schulgemeinde Wickersdorf. In diesem Jahr hatte die Schule 120 Schülerinnen und Schüler, die von zwölf Lehrkräften unterrichtet wurden. Wyneken wurde dann im Lauf des Jahres von dem zwanzigjährigen Studenten und Hilfslehrer Kurt Hoffmann wegen sexuellen Missbrauchs angezeigt und stellte sich der Polizei, nachdem er zuerst ins Ausland geflohen war. Die Opfer waren der zwölfjährige Heinz Herrmann und der siebzehnjährige Viktor Behrens, beide Mitglieder von Wynekens ›Kameradschaft‹, also der Gruppe von Schülern, mit denen er zusammen lebte. Der Vorfall ist in den Gerichtsakten genau beschrieben und basiert auf den Aussagen der beiden Opfer. Von »erotischer Hörigkeit« zweier anderer Schüler war schon vorher die Rede gewesen.⁶⁴ 1921 wurde Wyneken vom Landgericht Rudolstadt in erster Instanz wegen sexuellen Missbrauchs zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, nachdem er sich vor Gericht mit dem platonischen Argument der »Knabenliebe« verteidigt hatte.

Das zweistündige, schriftlich abgefasste Plädoyer erschien im Herbst 1921 als Broschüre mit dem Titel *Eros*.⁶⁵ Auf diese Schrift bezieht sich die Diskussion über den ›pädagogischen Eros‹ bis heute, nicht jedoch auf den Prozess selbst und die dort verhandelten Tatbestände. Die Aussagen der Opfer spielen ebenso wenig eine Rolle wie das Umfeld oder die Reaktionen der Verteidiger und Gegner des Angeklagten, der während der Weimarer Republik eine gleichermaßen bekannte wie umstrittene Figur war. Wyneken, der Ideologe des ›pädagogischen Eros‹, gab vor dem Landgericht Rudolstadt intime Nacktheit, Liebkosungen von seiner Seite und gemeinsame Nachtlager mit Knaben seiner ›Kameradschaft‹ zu, bestritt aber sexuelle Handlungen, die wiederum durch die Aussagen der Opfer deutlich belegt werden konnten. Gegen das Urteil wurde aus formalen Gründen Revision eingelegt, der das Reichsgericht in Leipzig stattgab. Die Revisionsverhandlung ein Jahr später bestätigte das Urteil. Doch konnte Wynekens Verurteilung das Bild, das sich die zahlreichen Anhänger von ihm gemacht hatten, nicht erschüttern. Dazu trug auch bei, dass er über-

⁶⁴ Erich Ebermayer: *Gustav Wyneken. Chronik einer großen Freundschaft*, Frankfurt/Main 1982, S. 112.

⁶⁵ Gustav Wyneken: *Eros* [1921], Lauenburg/Elbe 1924.

raschend amnestiert wurde und seine Strafe gar nicht antreten musste. Er konnte derart als unbescholten gelten und blieb als Autor und vor allem Redner weiterhin gefragt. Trotz seiner Straftaten blieb Wyneken die Leitfigur der Freien Schule Wickersdorf, die als linkes Vorzeigeobjekt gehandelt wurde. Angriffe gegen seine Person wurden sofort politisiert und als Angriffe der ›Reaktion‹ auf die Idee der neuen und ganz anderen Schule betrachtet.

In gleicher Weise reagierte 1999 auch die Odenwaldschule, als zum ersten Mal Vorwürfe gegen den früheren Schulleiter Gerold Becker öffentlich wurden. Becker wurde von ehemaligen Schülern beschuldigt, jahrelang sexuellen Missbrauch begangen zu haben, was die Schule intern auch zugeben musste, während nach außen alles dafür getan wurde, den Ruf der Schule als Flaggschiff der deutschen Reformpädagogik zu wahren. Dies gelang auch; die Vorwürfe wurden nicht weiterverfolgt, Becker blieb unbehelligt und konnte weiterhin die Landerziehungsheime als die große, vorbildliche Errungenschaft der deutschen Reformpädagogik deklarieren. Die »pädagogische Provinz« blieb das Unterscheidungsmerkmal. Im März 2010 brach dieses fiktive Gebäude angesichts massiver Aussagen von Opfern zusammen. Becker legte auf Druck seiner Berater ein mageres Geständnis ab, ohne sich je mit den Vorwürfen auseinanderzusetzen oder gar seine Schuld einzugestehen. Er starb am 7. Juli 2010 in Berlin.

Vier Jahre später wurde die Odenwaldschule in dem Spielfilm *Die Auserwählten* als ein Hort von Kinderschändern dargestellt, deren Direktor nie belangt wurde. Dem Film zufolge hat ihn sein bester Freund – Hartmut von Hentig, wie unschwer zu erkennen ist – gedeckt; und vermutlich kommt die Fiktion der Wirklichkeit hier recht nahe, denn tatsächlich wurde Becker sein Leben lang von mächtigen Freunden geschützt. Erst als seine Opfer ihn endgültig zu Fall bringen konnten, hat sich die Schule und mit ihr die Legende der Landerziehungsheime von den Vorkommnissen nicht mehr erholt. Die Schule wurde zum Ende des Schuljahres 2014/15 geschlossen. Die mit ihr verbundenen Ideen indessen sind erneuerbar und eine der Kernfragen dieser Geschichte ist, wann sie definitiv als erledigt angesehen werden.

Beckers Tod hatte ein Nachspiel, das zu der Geschichte der beiden Pädagogen passt und wohl auch ihre Sicht auf die Welt offenlegt. Am 12. Juli 2010 erschien in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* die Todesanzeige,⁶⁶ die starke mediale Reaktionen auslöste und zu heftiger Kritik führte. Der

⁶⁶ Siehe *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 158 (12. Juli 2010), S. 30. Bereits zuvor ist die Anzeige in der *Süddeutschen Zeitung* erschienen; vgl. *Süddeutsche Zeitung* (10. Juli 2010), S. 20.

Grund ist ein längeres Zitat von Goethe,⁶⁷ das dem Gedichtzyklus *Zahme Xenien* von 1815 (Ausgabe letzter Hand 1827) entnommen ist. Gerold Becker hatte den zitierten Vers persönlich für die Todesanzeige ausgewählt, wie er überhaupt seinen Tod und die Strategien des Gedenkens selbst festgelegt hatte. Er wollte auch am Ende die Kontrolle nicht verlieren. Ob er mit den Reaktionen gerechnet hat und bewusst provozieren wollte, ist nicht klar. Aber die Todesanzeige löste wiederum Empörung aus und sorgte für das letzte große mediale Echo. Danach war auch Hartmut von Hentigs Sturz nicht mehr aufzuhalten. Nun gab es keine Apologeten mehr, die, wie zuvor Adolf Muschg oder Antje Vollmer, für Hentig oder für Becker Partei ergriffen hätten. Der Versuch des Gedenkens war für Hentig gleichbedeutend mit dem Schlimmsten, das ihm passieren konnte, nämlich dem Verlust der öffentlichen Anerkennung.

Das Zitat sollte offenbar Hentigs und Beckers Situation nach der Enthüllung des Missbrauchs und der Täterschaft Beckers spiegeln; aber wenn damit ein Zeichen gesetzt werden sollte, so konnte es angesichts der Tatbestände nur Empörung auslösen. Lesbar war das Zitat einzig als trotziges Leugnen oder uneinsichtiges Verdrängen, während es vermutlich heroisch gemeint war, als protestantische Widerständigkeit in einer Welt voller Teufel – Hentig sprach im Vorfeld von einer »aufgeblähten pornografischen Berichterstattung«.⁶⁸ Die Todesanzeige sollte wohl auch die noch vorhandenen familiären Bindungen des Verstorbenen spiegeln, doch kam dieser Aspekt kaum zur Geltung, weil das Goethe-Zitat alle Aufmerksamkeit auf sich zog. Von diesem aus gelesen, demonstrierte die Anzeige einen Kult der Freundschaft unter Männern, die höher steht als Schuld, und sei diese noch so evident. Es wurde der Eindruck vermittelt, dass einem Freund, den man liebt, alles verziehen werden kann, wenn er nur der Freund bleibt. Die Treue ist demnach ebenso fest wie unantastbar; und was gilt, ist das Wort, nicht die Tat. Für diesen Eros der Freundschaft stellt Platon die passende Philosophie bereit, die ebenfalls nicht angetastet werden darf, wenn eine sehr illusionäre Identität, die von zugeschriebener Größe lebt, erhalten bleiben soll. Zitiert wird in der Anzeige folgender Vers aus den *Zahmen Xenien*:

⁶⁷ Auch Hentigs Dissertation ist ein Goethe-Zitat vorangestellt, das dem Vorwort zur ersten Ausgabe der *Farbenlehre* entnommen ist. Siehe Hartmut von Hentig: *Thukydides Sophos*, Ph.D. University of Chicago, Department of Greek Language and Literature, Chicago/Illinois 1953, S. 1 (benutztes Exemplar: Bayerische Landesbibliothek München 2011.37714).

⁶⁸ Hartmut von Hentig: »Was habe ich damit zu tun?«, in: *Die Zeit*, Nr. 13 (25. März 2010), S. 19.

Die Feinde, sie bedrohen dich,
 Das mehrt von Tag zu Tage sich;
 Wie dir doch gar nicht graut!
 Das seh' ich alles unbewegt,
 Sie zerren an der Schlangenhaut,
 Die jüngst⁶⁹ ich abgelegt.
 Und ist die nächste reif genug,
 Ab streif' ich die sogleich
 Und wandle neu belebt und jung
 Im frischen Götterreich.⁷⁰

Man kann den Vers so lesen: Das »Ich« ist Becker, das »Du« Hentig. Die »Feinde«, die Hentig bedrohen, waren auch seine Feinde. So etwa die deutschen Leitmedien, die Hentig zum ersten Mal in seinem Leben gegen sich hatte, sowie die intellektuellen Eliten, die sich mit ihm geschmückt hatten; die zuvor meist servilen oder ignoranten Erziehungswissenschaftler und die zahllosen Anhänger, die Hentig im Januar 2010 noch zugejubelt hatten und nun scharenweise von ihm abfielen. Es handelt sich hier um einen beispiellosen Sturz in der Geschichte der Pädagogik.

Goethes Gedicht kann als ein letzter Hinweis auf Beckers Leben gedeutet werden. An seiner ›Haut‹ war zuletzt gezerrt worden, aber er hatte sie längst abgelegt und die neu gewachsene noch reifen lassen, um sie dann ebenfalls abzustreifen. Außer seinem Selbstbild lässt er nichts zurück, weder Schuld noch Scham, platonisch jung und neu belebt wandelt er im Götterreich – so strahlend suchte er im Gedächtnis der Öffentlichkeit zu bleiben. Spätestens am 12. Juli 2010, mit jener Anzeige also, konnte man an Beckers Täterschaft keinen begründeten Zweifel mehr haben. Von seinen kriminellen Taten, die doch nicht länger zu leugnen waren, vermittelt seine selbst entworfene Todesanzeige eine Vorstellung, die man nur höhnisch nennen kann. Hentig hat offenbar nichts dabei gefunden und Beckers letzten Wunsch erfüllt. Auch sein Zugeständnis von Beckers Schuld ein Jahr später war nicht mit einer Lossagung verbunden. Es ist denkwürdig, dass ein Platoniker Nibelungentreue zeigt und dabei Goethe bemüht.

⁶⁹ In der Anzeige stand »längst« statt »jüngst«.

⁷⁰ Johann Wolfgang Goethe: »Zahme Xenien, V«, in: ders.: *Gedichte*, hg. u. komm. v. Erich Trunz, München 1996, S. 323f.